

Natur und Heimat

Blätter für den Naturschutz und alle Gebiete der Naturkunde

Herausgegeben vom Landesmuseum für Naturkunde
Münster (Westf.)

Schriftleitung: Dr. W. Haber und Dr. F. Runge, Museum für Naturkunde, Münster (Westf.),
Himmelreichallee 50

24. Jahrgang.

1964

1. Heft

Der Wald im Lebensraum des Menschen *

Dr. Karl Korfsmeier,

Bezirksbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege.

Das Unbehagen in unserer Zeit und das noch stärkere Unbehagen inmitten unserer Zivilisation sind das Fluidum, das die moderne Industriegesellschaft durchzieht. Es findet sich statistisch in den 82 % seelisch nicht störungsfreien Menschen wieder; diese Zahl wurde auf dem Psychologenkongreß 1960 in Hamburg veröffentlicht. Daß 82 % der Gesamtbevölkerung in der vom Menschen selbst geschaffenen Umwelt seelisch nicht mehr gesund bleiben können, deutet an, daß eine Selbstvergiftung beginnt, letztlich durch ein Zuviel an unmittelbarer Dauernähe von Mensch, seiner Kultur und seinen Zivilisationsprodukten.

Ergebnisse von Untersuchungen an Mäusepopulationen mögen hier den Begriff Selbstvergiftung und ihre Auswirkung verdeutlichen. Dieses Beispiel aus der Zoologie könnte uns klar machen, wohin es führt, wenn die Diskrepanz zwischen Umwelt und Voraussetzung für das Leben des Menschen bestehen bleibt. Die Untersuchung von Frank und anderen hat folgendes ergeben:

* Vortrag, gehalten auf dem Westfälischen Naturschutztag in Siegen 1963

In für Feldmauspopulationen besonders günstigen trockenen Jahren tritt eine starke Vermehrung ein. Die von den einzelnen Paaren angelegten Nester überschreiten die erträgliche Wohndichte. Die Feldmäuse werden durch die Nachbarwirkung vor allem nervlich so stark belastet, daß sie in dem zu dicht besiedelten Raum bis zu 95 % plötzlich zugrunde gehen. Sie leiden an den gleichen Krankheiten und Verfallserscheinungen, wie sie sich auch in der Dichte, Verflechtung und Zivilisationsauswirkung beim Menschen zeigen. Es sind organische Krankheiten (Zuckerkrankheiten, Leberkrankheiten, Nebennierenstörung, Herzerkrankungen), Neurosen der verschiedensten Art und schließlich Herzinfarkt. Die Mäuse gehen aber letztlich an ihrer Dichte, die ihr hierfür wenig angepaßtes Nervensystem nicht meistern kann, zugrunde. In dieser Selbstvergiftung stehen auch wir Menschen heute.

Wenn in der Anthropologie das Postulat aufgestellt ist, „an genau der Stelle, wo beim Tier die Umwelt steht, steht beim Menschen die Kulturumwelt, d. h. der Ausschnitt der von ihm bewältigten und zu Lebensmitteln umgeschaffenen Natur“, so ist dieser Satz nur mit Durchleuchtung zu begreifen. Wenn hier nur die von Menschengestalt und seiner Hand geschaffenen Werte gemeint sind, ist der Satz falsch. Er ist auch nur zu einem Teil richtig, wenn in diese Kultur die kultivierte Naturumwelt einbezogen ist. Dieser Satz bleibt zu einem Teil vergeblich, weil nicht die Qualität der Kulturumwelt, und in noch höherem Maße, weil die Quantität der Naturerscheinungen nicht berücksichtigt ist und weil die Beziehung Mensch — Natur nicht beachtet wird. Der Mensch aber zeigt sich in seiner psychosomatischen Ordnung gestört und sucht zur Regeneration eine andere Umwelt: die Naturumwelt.

Die Beziehung des Menschen zur Natur bedarf einer vielschichtigen und vielseitigen Untersuchung. Nur in wenigen Ergebnissen aus der Medizin, Psychologie, Biologie und Philosophie gibt es Ansätze von Aussagen über die Umwelt in ihrer Wirkung auf den Menschen, die generell und gesichert sind.

Für den Naturschutz und die Landschaftspflege liegen Einzelergebnisse vor, die zum Problem „Der Mensch in seiner Umwelt“ angewandt werden können. Das Problem aber ist ein organisches, mit Horizont ringsherum. Der Naturschutz und die Landschaftspflege müssen, bevor die Einengung der Naturumwelt total geworden ist, die optimale Struktur der Naturwelt für den Menschen kennen, um das Schützenswerte in der Landschaft gegenüber allen beabsichtigten Eingriffen zu sichern und die pflegerischen und gestalterischen Maßnahmen bestmöglich, d. h. in der besten psychosomatischen Wirkung auf den Menschen in seinem Heimatraum, in seinem Erholungsgebiet und letztlich in den Naturparks zur Verfügung zu stellen.

Diese Grundlagenforschung, welche Naturumwelt qualitativ und quantitativ für den Menschen erforderlich ist, muß der Naturschutz selber übernehmen. Die Aufgabe ist bei den schnellen Veränderungsabsichten, die oft zerstörerisch wirken, dringend. Die Voraussetzung zu schaffen, d. h. die Mittel und die Institutionen bereitzustellen, ist eine zwingende Forderung an den Staat.

Diese Lücke in unserer wissenschaftlichen Situation wird weithin empfunden, nicht so sehr bei den Wissenschaftlern als vielmehr bei all den Menschen, die die Verbindung Natur, Wald und Mensch intuitiv ausdrücken und die bei sich Erfahrungen gesammelt haben. Die Zahl dieser Menschen ist sehr groß.

In Gruppen, in Vereinigungen, in Verbänden versuchen sie, diese wissenschaftliche Lücke durch bildhafte Darstellungen oder Erlebnis-erklärungen nach außen hin deutlich zu machen. So befaßt sich die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald intensiv mit dem Problem „Mensch und Wald“, so alle Heimatverbände und -vereine, so auch die Wandervereine, die Gebirgsvereine, naturwissenschaftlichen Vereine, und der Verein „Naturfreunde“. Wenn man sich bemühen würde, so wäre noch eine Großzahl von Verbänden und Berufsorganisationen zu entdecken, die aus Mangel an konkreten Erkenntnissen nach außen hin emotional argumentieren und mit ihren Mitteln kundtun, daß die Naturumwelt für den Menschen nicht verloren gehen darf.

Der Wald ist in unserer Kulturlandschaft der Bestandteil, der ihr das Gesicht gibt. Er ist die Lebensgemeinschaft, die makroskopisch jederzeit Objekt der Betrachtung sein kann, und die insgesamt gesehen der natürlichen Form einer Lebensgemeinschaft am nächsten kommt. So soll der Wald als der wirkungsvollste Faktor in der Naturumwelt heute hier gesehen werden.

Es soll in der Behandlung dieses Themas alles das fortgelassen werden, was die unmittelbare Beziehung zwischen Mensch und Wald durch materielle oder zeitnahe Dinge beeindruckt. Es soll nicht gesprochen werden von dem Holz des Waldes, auch nicht von dem Wasser, das in unmittelbarer quantitativer Abhängigkeit vom Walde steht. Darüber ist an anderer Stelle viel geschrieben und gesprochen worden. Auch von den Wohlfahrtswirkungen des Waldes in bezug auf Lärm und auf die Luft soll nicht die Rede sein, noch von Windschutz oder Klima. Wir wollen von der unmittelbaren Wirkung des Waldes auf den Menschen sprechen.

Wenn wir von dem Menschen sprechen, dann haben wir meist sein Klischee vor Augen. Wir denken dabei kaum daran, daß der Mensch jung, alt oder im Werden ist, daß er weiblich oder männlich ist, daß er gesund oder krank ist. Wir meinen fast den Abstrahierten, bei-

nahe Geschlechtslosen. Diese Norm gibt es aber in der Natur und in der Gesellschaft der Menschen nicht. So wie es das Individuum dieser Form nicht gibt, so ist der Mensch nicht unbedingt mit dem Menschen vor Jahrhunderten, Jahrtausenden und Jahrzehntausenden zu vergleichen. Er war graduell anders, weil er in langen Zeiträumen eine Natur-Umwelt hatte, die prägend, knetend und formend auf ihn einwirkte, so daß er einen ganz bestimmten Zeitausdruck, eine ganz bestimmte Einstellung zu seinen Mitmenschen und zur Umwelt bekam.

Die griechischen Naturphilosophen erkannten, daß nichts Lebendiges ist, sondern immer wird. Auch das Wasser, die Luft, selbst die Erde seien in dauernder schneller oder langsamer Bewegung.

Einige Jahrhunderte später stellte Aristoteles fest, indem er das Wissen über den Menschen zusammenfaßte, der Mensch sei ein Zoon politikon, ein Gemeinschaftswesen. Diese beiden Erkenntnisse sind auch in unserer Zeit gültig. Der Mensch ist nicht, er wird, und wie immer er auch im Augenblick ist, er lebt in einer menschlichen Gesellschaft, und er neigt zum Leben in ihr.

Der Wald im Werdegang des Menschen.

Als ein Wesen, das immer auf dem Wege ist, hat der Mensch den Wald vorgefunden. Das Feuer, das er entdeckt hatte, oder das er selber erzeugen konnte, blieb nur, wenn Holz oder Strauchwerk vorhanden waren. Der Stock, der neben dem Oberschenkelknochen der erbeuteten und erlegten Tiere das erste Schlaggerät war, stammte vom Baum oder vom baumähnlichen Strauch. Der Stiel, der dem Steinwerkzeug zu einer stärkeren Wirkung verhalf, war aus Holz. Der Bogen wurde aus Holz gefertigt, und der Speer war immer ausgesuchtestes Holz. Alle Hausgeräte und das Haus selber in späteren Zeiten, sie waren aus Holz gefertigt. Das Holz wurde dem Wald entnommen, und der Wald war ringsum.

Generation um Generation hat mit dem Wald im engen Gespräch gestanden. Fragen wir aber die Menschen, die uns schriftlich und künstlerisch ihre Beziehung zur Umwelt zuerst dargestellt haben, so können wir in den Höhlen Frankreichs und Nordspaniens die Antwort sehen, wie die Jäger der Eiszeit, nachdem sie schon einen ungeheuren weiten Entwicklungsweg zurückgelegt haben, sich in den ersten Kulturleistungen, die uns hinterlassen worden sind, zur Umwelt stellen, wie sie die Natur sahen, und was ihnen in ihr das Wichtigste war.

Die Menschen der letzten Eiszeit hatten einen Lebensraum, der weithin ohne Wald war. Das Klima ließ ihn nicht aufkommen. Sie lebten in einer Landschaft, wie wir sie heute im Norden Europas oder

Asiens vorfinden. Es war die Tundra, später der lichte Birken-Kiefernwald. Dort lebten vor 50 000 Jahren Mammut, Wisent, dann das Wildrind, das Rentier, das Wildpferd und der Riesenhirsch. Diese Tiere waren für den Menschen das wichtigste Gegenüber in der Landschaft. Wenn es hier auch noch nicht den Wald gab, es gab aber den Baum! Dieser Baum hatte ebenso schwer zu ringen gegen Frost und Wind und Eis wie die Menschen, die sich bemühen mußten, ihre Beute unter den schwierigsten Verhältnissen im Sommer und Winter zu erjagen. Beide wurden sie Freunde. Der Baum lieferte einen Teil der Jagdwerkzeuge und die wenigen Geräte, die diese jagende Bevölkerung mit sich führte. Die Menschen kannten ihre Bäume. Sie waren ihnen vertraut geworden, vertraut die wenigen Arten.

In über 100 Höhlen ist die Lebensweise der Menschen gegenüber und mit dem Tier dargestellt. Über 1000 gefundene menschliche Skelette zeigen an, wie die Menschen der Welt gegenüberstanden, wie sie gelebt haben, wie sie gestorben und wie sie beerdigt worden sind.

Das Eis schmolz vor 12—13 000 Jahren. Vom Ende der Eiszeit an wuchs der Wald. Er wurde dichter und erzeugte bis dahin unbekannte Geräusche. Das Rauschen der Kronen, die Stimme der Tiere im Wald, dämonisch klang es. Geister lebten in ihm, man glaubte an sie.

Etwa um 5 000 v. Chr. wurde das Klima wärmer. Hasel und Eiche tauchten auf, Linde, Ulme und Esche waren ihre Begleiter. Wo der leichtere Lößboden bei dem trockenen Klima den ersten Ackerbau zuließ, finden sich heute Spuren, daß hier die ersten Siedlungen sesshafter Bauern errichtet waren.

Um 2 000 v. Chr. kam die Buche aus dem Süden und Südwesten nach Mitteleuropa. Das Klima war feuchter und kühler und vom Atlantik her bestimmt. Der Wald wurde so dicht, daß man Mühe hatte, ihm nun den erforderlichen Boden abzuräumen, den Wald vom Rand her zu roden, um für Vieh Weiden und für Menschen Äcker zu bekommen. Der Wald war in jener Zeit nicht der Freund des Menschen. Er hatte Angst vor ihm, denn das Innere des Waldes zeigte so viele Besonderheiten, so viele Stimmen, Lebensformen und Lebewesen, daß man sie nicht kennen konnte. Das Unheimliche ging von ihm aus, weil er unübersichtlich war und weil vieles, was in ihm war, geheimnisvoll blieb.

Das Haus dem Walde gegenüber.

Dem Wald gegenüber wurde die eigene Welt gebaut. Der Herd und das Haus wurden die Heimat. Sie waren der Rückhalt gegenüber den Mächten, die aus der Natur kamen, insbesondere aus dem



Lichter, „urtümlich“ wirkender Hudewald, der unserer Vorstellung vom mittelalterlichen Walde nahekommmt (Bentheimer Wald).

Walde. Dort wohnten neben Wolf und Bär, neben Hirsch und Reh die Dämonen, da wohnten die bösen Zwerge, die gewaltigen Riesen, der Drache, das Unheimliche überhaupt. Der Hofhund gehörte als Schutz zum Gehöft des Bauern und wurde Wächter gegenüber der freien Natur, aus der nun neben den Tieren und Dämonen auch Menschen als Räuber und Feinde in die Welt des Hauses einbrechen konnten. Doch man brauchte Weide und Ackerland. Viele Dorfnamen zeigen an, wie intensiv die Arbeit mit dem Walde war. Die schwer errungenen Erfolge gegenüber dem Wald sind in Flurnamen, in Dorf- und Stadtnamen für die Nachwelt überliefert worden.

In der Nähe des Dorfes wurde der Wald, wenn er nicht völlig gerodet war, lichter. Eichen und Buchen blieben oft stehen. Sie lieferten mit ihren Früchten die Mast für die Haustiere, die unter ihnen weideten. Doch immer mehr wurde der Wald an den Rand des Lebensraumes der Menschen zurückgedrängt. Fragen wir jetzt die ersten schriftlichen Zeugen wie Tacitus. Er, der die Germanen als Beispiel und Vorbild den Römern darstellen wollte, schrieb, daß ihr Land

von Wäldern bestimmt sei, die feucht und dunkel und daher schrecklich seien. Aber im Gegensatz dazu betonte er, daß die Germanen ihre Götter in Hainen verehrten. Aus der Beschreibung ist zu entnehmen, daß der Hain, der lichte Wald also, teilweise sicher der Hudewald, dem Menschen zuträglich war. Den dunklen, urwüchsigen Wald bezeichnete er mit *silva* und den Hain mit *nemus* und *lucus*. Hier ist der wesentliche Unterschied. Im Hain tauchte der Baum als Gestalt auf. Der Baum war seit Urzeiten Freund, aber die geschlossene Phalanx der Bäume, der Wald, war immer noch unbekannt und immer noch schrecklich. Trotzdem lebte man vom Wald. Bei jeglicher Metallherzeugung brauchte man Holz oder Holzkohle. Man brauchte Brennholz und Bauholz. Wie sehr das der Fall war, zeigen schon die ersten Rodeverbote, die von Karl dem Großen erlassen wurden. Eine Ordnung gegenüber dem Wald war erforderlich geworden. Ja, selbst die Römer, die ihn schrecklich fanden, haben ihn gerodet, um Weinbau an Rhein und Mosel zu treiben.

Gewaltig schnell ging der Angriff auf den Wald jetzt vor sich. In der Erstarkung des Menschen in seiner Gemeinschaft und mit seinen technischen Neuerungen griff er ihn an. Der am meisten benötigte und gebrauchte Rohstoff in der Kultur und Zivilisation des Mittelalters wurde das Holz, dessen Eigenschaften man kannte, auf dessen Eigenschaften man sich verlassen konnte. Das Wesen des Waldes aber blieb weiterhin unbekannt.

Der Wald der Dichter.

Die Beziehung Wald Mensch wird uns durch die Dichtung wohl am deutlichsten dargestellt. Das Wort der Dichter ist bis zu einem gewissen Grade Ausdruck der Wahrheit über den Menschen. Sie konnten die Höhen menschlichen Wesens und Seins darstellen und dem Besonderen des Menschen ihrer Zeit Ausdruck geben.

Aus dem Gotischen und Althochdeutschen ist uns nicht soviel überliefert worden, daß die Beziehung von Mensch und Wald aus dem Schrifttum ausreichend belegt werden könnte. Doch die germanische Götterwelt zeigt uns, wie eng der Mensch mit der Natur, vor allem mit dem Baumindividuum verbunden war. Die germanischen Völker kennen die Baumarten und nennen sie mit Namen.

Jahrhunderte später zeichnet uns der Minnesang ein Bild der Natur, das sich zwischen Burg und Wald befindet. Nicht die Tiefe des Waldes wird bei den Vorgängen, um die sich der Mensch bemüht, in seiner Beziehung vom Mann zur Frau, in der Feier des Frühlings, in der Feier der schönen Feste gezeigt. Hier ist es der lichte Raum

zwischen Burg und Wald, dazu gehört die Heide, dazu gehört der einzelne Baum, aber auch die Waldesnähe. In diesem Raum zwischen Stadt und Wald spielt sich das Leben der Bevölkerung ab. Ob wir Walther von der Vogelweide, Hartmann von der Aue oder wen immer fragen, es wird die Frühlingszeit besungen und die Sommerzeit. Alles Leben in der Natur spielt sich auf dem Anger, in der Aue, im Wiesental oder auf der Heide ab. Dabei werden die Blumen genannt, der blühende Klee, der Vogelschall und der Baum, besonders die Linde. Sie gibt das Dach, unter dem man sich zu festlichem Tun vereint, unter dem der Dorftanz das Leben verschönt. Es ist der Ort, wo das Dorfleben seine Mitte findet. Dort aber, wo der Weg im Walde endet, („Ane weg, ane straße“), wo kein Vogel mehr so schön und so laut singt wie am Waldesrand, dort endet der enge Lebensraum, die enge Welt des Mittelalters.

Die in lateinischer Sprache geschriebenen „Carmina burana“ wiederholen dieses Empfinden, das auch von Mönchen vor und hinter den Klostermauern wahrgenommen wird.

Selbst noch im ausgehenden Mittelalter wird uns im Simplicius Simplicissimus deutlich vor Augen geführt, was es bedeutet, wenn der Mensch in den Wald geht und dort sein Leben führen muß. Er ist nicht die Heimstatt des Menschen, nur der Flüchtende, der Trostlose befindet sich im Walde.

Wie das Volkslied, so zeigt auch das Märchen die ursprüngliche Einstellung des Menschen zum Walde. In über 40 Märchen steht bei den Brüdern Grimm der Wald dem Kulturraum gegenüber. Und auch im Märchen zeigt sich, daß dort, wo der Pfad im Walde aufhört, die Welt der Menschen zu Ende ist. Dort hinten ist die böse Hexe, dort ist der Riese, dort sind die Zwerge, dort ist der Lindwurm.

In Dichtung und Sage aus dem Mittelalter ist der Held das große Thema. Er will sich bewähren, er will Taten von unübersehbarer Gewaltigkeit vollbringen. Darum mißt er sich mit den Riesen, die Bäume ausreißen können, mißt sich mit dem Einhorn, das im tiefen Walde lebt, mit dem Drachen. Wir brauchen nur an die Siegfried-Sage zu denken. Bis in den Beginn unserer Zeit steht das Bild der übersehbaren Landschaft dem Wald gegenüber und das Bild der kultivierten Menschen gegenüber den Wilden, den Unterworfenen, den im Rückzug befindlichen, die den Wald notgedrungen aufsuchen müssen. So zeichnet es sich auch in der Entwicklungsgeschichte der Menschen deutlich ab. Ob wir die Pygmäen Afrikas oder die alten Rassen Vorderindiens oder Hinterindiens betrachten, sie sind von den Stärkeren, die die übersichtliche Fläche in Besitz genommen haben, in den Wald zurückgedrängt worden. Dasselbe Bild im Märchen, dasselbe Bild im Mittelalter. Insgesamt bestätigt die Dichtung

die aus der Entwicklungsgeschichte zu folgernde Beziehung Mensch — Baum — Wald.

Wie der überformte französische Garten als englischer Garten mit natürlicher Farbe und der Form des parkartigen Hains mit Anteilen des Waldes wieder auf das Festland kam, so gehen von England die geistigen Ansätze aus, die dem Wald das Finstere nehmen, aber nur dadurch, daß man seine Eigenart langsam zu ergründen sucht. In dem gleichen Maße, wie man ihn ergründet, wie man die Tiefe des Waldes auflöst in Einzelheiten, die erkennbar, begreifbar sind, schwindet die fromme Angst des Mittelalters, schwindet der Spuk, und der Wald ist gegenwärtig; so bei Haller „Die Alpen“ und in den Versen von Brockes. Aus dieser Sicht sind Klopstocks Verse zu verstehen:

Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht
auf den Fluren verstreut,
schöner ein Frohgesicht, das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Die ganze Natur zu begreifen suchen, sie selber erschauen können, das ist der Gedanke, nicht mehr die Rückschau, die ein Gruseln und einen Schauer den Rücken hinunterlaufen läßt, wenn man an den Wald denkt. Ich erinnere an Hölderlins „Eichen“. In Schillers „Räuber“ ersteht noch einmal das alte Bild. Die Räuber leben im Wald, sie hausen im Wald; dagegen steht das neue Walddenken in „Wilhelm Tell“, der den Wald, den Bannwald, aus der mittelalterlichen Schau in die reale Welt setzt. Goethe kann sich ereifern, wenn die im „Werther“ liebgewordenen Nußbäume gefällt werden. Er ist der Typ des Forschers, der in die Natur eindringt, in das Individuum, die Eigenart erforscht, das Dynamische erkennt, die Herkunft, die Gegenwart und wohin es sich entwickelt. Erstaunlich dieser Wandel in wenigen Jahrzehnten. Jetzt hat der Wald seine Schrecknisse verloren. Und als Tieck seine „Genoveva“ schrieb, war es soweit, daß die Tiere des Waldes, die Wesen des Waldes und das Wesen des Waldes den Menschen Herberge boten.

Bei Novalis, bei Heine oder bei Eichendorff klingt das große Lied der Natur von der besonderen Schönheit und landschaftsprägenden Form des Waldes an.

Die Schönheit des Waldes ist entdeckt. Wir brauchen Stifter nicht zu zitieren, wir wissen, daß er als Schüler Goethes das Wesen des Waldes durch Beobachtung ergründete. Seine Naturstudien sind die Voraussetzungen, um den Zusammenklang Mensch und Wald in seiner Dichtung zu begreifen.

Der Ton liegt jetzt auf Begreifen, Erkennen, Erforschen, Studium der Natur, Erkennen des Waldes. Aus den Versen von Ina Seidel ergibt sich deutlich, daß das Kennen das Wesentliche ist. Erst dann begreifen wir, und erst dann ist der Wert des Waldes für den Menschen gesichert.

Ina Seidel:

Viel zu wenig kennen wir die Bäume,
die in unseren Wäldern rauschen,
viel zu selten bau'n sich unsre Träume Nester,
um die Winde zu belauschen.
Und des Himmels Silberwolkenspiele
geh'n vorüber, ohne uns zu trösten.
Ganz vergessen haben wir so viele
Wunder, die uns einst das Herz erlösten.

Verse von Musil, Kafka, Gottfried Benn und Bertolt Brecht über den Wald und von den Bäumen sagen aus, daß auch sie den Wald in ihrer Umwelt gehabt haben, wenn sie auch in ihrer Dichtung kaum oder gar nicht das Gegenständliche in der Natur anklingen lassen.

Musil, aus „Der Mann ohne Eigenschaften“:

Man kann nur jedem Leser raten:
Leg Dich an einem schönen oder auch windigen
Tag in den Wald,
dann weißt Du alles selbst.
Es darf nicht angenommen werden,
daß ich nie im Wald gelegen bin.

Kafka:

In den Wälder sind Dinge, über die nachzudenken
man jahrelang im Moos liegen könnte.

Gottfried Benn:

Wir sind so schmerzlich durchseuchte Götter,
und dennoch denken wir des Gottes oft.
Die weiche Bucht, die dunklen Waldträume,
die Sterne, schneeballblütengroß und schwer.

Bertolt Brecht:

Ich, Bertolt Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern,
Meine Mutter trug mich in die Städte hinein,
als ich in ihrem Leibe lag. Und die Kälte der Wälder
Wird in mir bis zu meinem Absterben sein.

Ich, Bertolt Brecht, in die Asphaltstädte verschlagen
Aus den schwarzen Wäldern in meiner Mutter in früher Zeit.

Die Verse sprechen für sich, für das Schauenkönnen von Musil und Kafka, von dem Ahnenkönnen Gottfried Benns, von der fast mittelalterlichen Schwere und der Ursehnsucht nach Natur und Wald bei Bertolt Brecht. Wenn auch Welten sie in ihrer Dichtung von Eichendorff trennen, so sind ihre Beziehungen zum Wald weniger fern. Der Wald hat doch gewirkt, hat doch Einfluß genommen. Der Drang, zu ergründen, was das Besondere des Waldes ist, kommt in den Versen Kafkas und Musils zum Ausdruck. Der Wald als Formungsfaktor, als Erzieher der Menschen, wenn man dieses Wort großzügig auslegt, ist bei beiden deutlich erkennbar. In ihrer Dichtung finden wir den Wald nicht mehr. Er ist in ihr wie im Leben verschwunden, er atmet zwischen den Zeilen und hat mitgeformt, was uns in ihrer Dichtung dargetan ist. Er blieb die schöne Erinnerung.

Die Wirkung der lebendigen grünen Farbe.

Aus der Entwicklung des Menschen haben wir die Bedeutung des Baumes auf das Wesen des Menschen angesprochen. Die noch zwingendere Wirkung der grünen, lebendigen Farbe in der Natur auf die Entwicklung des Menschen läßt sich aus der biologischen Bedeutung der Naturumwelt schließen. Die Reiz- und Erregungspotenz der grünen Farbe muß völlig ausgeschlossen sein. Suchen wir dann noch nach Beweisen aus unserer Zeit, so mögen einige typische angeführt sein. Neuere Forschungen weisen nach, daß die entwicklungsgeschichtliche Resultante richtig ist.

Wenn nach der Beziehung des Menschen zu einem Naturobjekt oder zur Natur im allgemeinen gefragt wird, verlohnt es sich allemal, zunächst bei den Menschen, die in einem höchstmöglichen Maße die Beobachtungsgabe der Natur gegenüber besitzen, anzufragen. Ich denke an Goethe. Vor seiner dichterischen Aussage steht sein Wissen und Schauen der Natur. Die Beziehung zur Natur gab ihm die Möglichkeit, seinen Stand, seine Situation, sein Verhältnis zum Lebendigen, auch zum Menschen zu finden (Faust). Wo immer er sich befand,

bot die Natur ihm Aufgaben, forderte geradezu zu beobachten, zu kombinieren und das Gesetzmäßige zu ergründen. So war für ihn die Wirkung der Farben auf den Menschen eine sehr vordergründige, und was er aus seiner Beobachtung aussagte, ist heute in der Psychologie Ausgangspunkt und in den meisten Fällen auch Ergebnis der modernen Forschung. Goethe entdeckte zwei Farbenpaare, die sich in ihrer Wirkung auf den Menschen gegenüberstanden. Rot und Gelb erzeugen eine erregende Wirkung, Grün und Blau sind beruhigend und dämpfend. Grün hat eine intensiv beruhigende Wirkung. Goethe sagt von dieser Farbe aus: „Auge und Gemüt ruhen auf einem Einfachen“. Grün ist für ihn die Farbe der realen Befriedigung. Blau dagegen wird bei ihm als eine kalte Farbe bestimmt, sie ist dämpfend.

Folgen wir den modernen Forschungsergebnissen, so ist Rot der Repräsentant einer breiten und offenen Reizfläche, während Gelb der Träger einer engeren und gezielteren Reizenergie ist. Wir empfinden Rot gleichsam als warm, bisweilen als heiß, während Gelb verhältnismäßig kühl ist. Grün erscheint als eine Farbe, die nicht jene Kühle ausstrahlt, die vom Blau ausgeht. Blau hat einen geradezu intensiv dämpfenden Charakter. Grün hat in einem relativen Gegensatz dazu eine intensive beruhigende Wirkung. Grün und Blau haben einen nach innen sich verengenden Charakter, während Rot und Gelb extensive und erregende Farben sind.

Das Ergebnis der Beobachtungen Goethes und die Ergebnisse der modernen Forschung sind nicht etwa zufällige. Sie waren mit Sicherheit zu erwarten, denn die grüne Farbe ist generell das begleitende Farbmoment aller Lebewesen — für Tiere und Menschen — über die Gesamtheit ihrer Entwicklung. Neben dem Grün der Pflanzen, der Gräser, der Bäume, der Sträucher ist es das Blau des Himmels und das Blau der Gewässer, in denen sich der Himmel spiegelt. Beide Farben begleiten tagtäglich den Menschen und das Tier. Sie durften nicht erregend wirken, denn sonst wäre ein Großteil der Energie, die zur Erhaltung des Menschen lebensnotwendig war, schon in der Kompensierung der erregenden Farbe aufgegangen, wie heute Erregungsmomente der Zivilisation einen Großteil unserer Energie verschlingen, die so für produktive und schöpferische Leistungen verloren geht. Grün wird am längsten und am intensivsten gesehen. In der freien Natur sind Rot und Gelb quantitativ geringer. Das Rot ist am Morgen und am Abend erzeugtes Farbspiel. Eine sehr eng damit verbundene Farbtonung ist das Gelb. Allemal bedeutet das Rot auch quantitativ das Seltene, und es bildet einen besonderen Anziehungspunkt, vor allem wenn wir an das Feuer eines Brandes oder gar eines Waldbrandes denken. Etwas Forderndes geht davon aus. Das Auge und das Gemüt sind an Blau und Grün über Jahrmillionen gewöhnt. Das Rot ist immer der Sonderfall. Das Blut des erlegten Jagdtieres

ist rot wie das Blut des verletzten Menschen. Es sind die großen, erregenden Erlebnisse im Werdegang des Menschen.

Die ursprüngliche Wirkung der Farbe Grün zeigt sich auch darin, daß in matriarchalischen Herrschaftsbereichen der Eingeborenen oft Grün als lebenspendende Fruchtbarkeitsfarbe gilt und daher als heilig angesehen wird.

Man weiß in der Arbeitspsychologie längst, daß das Grün, besser das Hellgrün in Werkräumen die Arbeitsfreudigkeit erhöht. Vielleicht ist es so etwas wie das Zum-Ausdruck-Bringen von Sonne und Wald, was ganz ohne Zweifel auch über die Empfindung des Schönen positiv auf das Gemüt des Menschen einwirkt. Ich weise auf das Verkehrsampelsystem hin, das mit den Farben Rot, Gelb, Grün die psychische Wirkung praktisch anwendet.

Die Wirkung der Form.

Sicherlich geht auch von den Linien und Formen der Bäume und Sträucher, insgesamt gesehen also von der Waldstruktur, eine psychische Wirkung auf den Menschen aus. Jede Gradlinigkeit in der Natur wirkt störend. Wir empfinden die Unnatürlichkeit, wenn das geschwungene Band eines Flusses bei Regulierung gerade gelegt oder eine Straße durch eine wohlgeformte Landschaft geradlinig hineingebrochen wird, oder wenn bei Umlegungsverfahren Wirtschaftswege die geschwungene Grünstruktur der Landschaft geradlinig und rechtwinklig aufgittern. Die geschwungene Linie eines Bergrückens ist uns wohlbekannt und hat eine ähnliche Wirkung auf das seelische Wohlbefinden wie die lebendige grüne Farbe. Wird aber ein solcher Berg Rücken oder eine solche Geländewelle durch hinausragende, die horizontale Geradlinigkeit betonende Häuserzeilen unterbrochen, so ist das nicht nur ein das Auge störender Eindruck, sondern das Wohlbefinden wird erheblich getroffen.

Das lebendige Grün und die natürliche Form als Heilfaktoren.

Wir haben Farbe und Form von Baum und Strauch in der Lebensgemeinschaft Wald in ihrer Wirkung auf den Menschen verfolgt. Der Wirkungsbereich wird besonders eindrucksvoll bestätigt durch die Tatsache, daß in der Psychotherapie der Wald als Heilfaktor eingesetzt wird. Es handelt sich hier um Menschen in besonders extremer psychischer Lage. Zum Heilprozeß für sie gehören der Wald-



Reiner Kunstforst aus Fichten, ausschließlich der Holzherzeugung dienend, von düsterer, abweisender Wirkung (Im Eggegebirge).



Der Laubwald wirkt, obwohl er ebenfalls im Dienste der Holzgewinnung steht, freundlich und einladend (Buchenbestand im Gemeindewald Willebadessen).

spaziergang und die Beschäftigung im Wald. Es hat sich gezeigt, daß der Laubwald von Form und Farbe her sehr positiv auf das Befinden einwirkt. Die Menschen vergessen zumindest ihre persönlichen Sorgen für die Zeit, in der sie im Walde sind, und bisweilen geht davon eine aktive Weiterwirkung auf die Zukunft aus. Die Arbeit im Wald, in seiner Geborgenheit, bewirkt ein positiveres Einstellen zum Dasein, zum Wert und Sinn des Lebens, weckt auch bei den seelisch Kranken die Sicht auf den Mitmenschen. Eindeutig sind dabei die beiden Grunderkenntnisse: Der Laubwald wirkt generell positiv, wahrscheinlich von der Farbe und der Struktur der Baumindividuen her; der Nadelwald zeigt das Drohende, das Bedrückende und unterstreicht die psychische Belastung der Kranken, die Düsternis und die dunklen Erlebnisse, nicht nur von der dunkleren, schwarzgrünen Farbe her, die wie Schwarz auf das seelische Gefüge des Kranken wirkt, sondern ohne Zweifel auch von der Struktur des Baumes her, von der Geradlinigkeit und der fast geometrischen Form der Fichte oder Tanne.

Form und Farbe gehören in der Natur zusammen. In der natürlichsten und dem Wesen des Menschen am häufigsten begegnenden, geschwungenen und rhythmischen Form des hellen Grün bis zum mittleren Grün ist generell die positivste Wirkung auf das Gemüt und den Menschen zu erwarten. Es zwingt zum Spaziergang im Frühling und zum Frühlingslied.

Der Lebensraum des Menschen heute.

Fragen wir uns nun, wie der Lebensraum des Menschen in unserer Zeit aussieht, dann stellen wir fest, daß der Wald weit an den Rand gedrängt ist, und daß von einem hohen Prozentsatz der Stadtmenschen der Wald nicht mehr erlebt werden kann. Er begleitet nicht mehr den Menschen, auch nicht mehr das Grün der Natur wie in den Zeiten, in denen der Mensch geworden ist. Er hat sich eine andere, eine eigene Welt geschaffen. Jetzt ist diese seine technische Welt groß, gewaltig, vielgestaltig, in ihren Einzelheiten verflochten und im Endergebnis für den einzelnen Menschen unübersichtlich. Er hat seine Zivilisation nur schaffen können als ein Mensch der Gemeinschaft. Sie, die technische Zivilisation begleitet ihn täglich, sie ist laut, sie macht Lärm in einer Form, wie er sie in seinem Werdegang nicht vernommen hatte. Sie bringt künstliches Licht in allen Farben, anders als er sie in seinem Werdegang gesehen hat.

Fragen wir nun nach diesem Menschen selber, wie er mit seiner Zivilisation fertig wird! Wir müssen feststellen, daß die Natur ihn geformt hat, seine Formung auf die Natur eingestellt geblieben ist. Er ist organisch geworden, eine Ganzheit. Doch um sich findet er



Der Anblick einer waldlosen Kulturlandschaft, die biologisch und auch landwirtschaftlich ungesund ist, läßt die Sehnsucht nach dem Walde erwachen. Noch vermitteln Gebüsch im Talgrund und am Hangweg einen freundlichen Eindruck. (Im Kreise Büren.)

jetzt eine Umwelt, die mit seinem Organismus nicht mehr in Kommunikation steht. Die Zivilisation beansprucht ihn in jedem Falle über das Maß seiner Anlage hinaus. Alles, was sie für das Ohr bietet, ist zuviel. In dem Menschen ist ein Rhythmus angelegt, ihm wird aber der technische Takt aufgezwungen, sei es am Fließband, sei es allein durch seine Uhr oder durch den Takt der Straße. Er muß gehen, wie die Ampeln es fordern. Das Telefon kann ihn jederzeit erreichen. Die Luft ist durch Staub und chemische Abgase so geworden, daß sein Organismus darunter leidet. Der Schmutz im Wasser, wie der Staub und das Gift in der Luft — alles ist zuviel. Es sind lebensbedrohende Faktoren, die auf ihn einwirken. Von der Kopfschmerztablette bis zum Schlafmittel sind Stoffe da, um die Überreizung seiner Sinnesorgane wieder abzuschwächen. Diese Mittel selber aber beanspruchen seinen Organismus sehr. Sie sind fast zu einem Antibiotikum ihm gegenüber geworden. Dem Zuviel geht er mit einem noch größeren Zuviel gegenan, und das Ganze geht über das Vermögen des in den Jahrtausenden angelegten und gewordenen Nervensystems hinaus. Das Spannungsverhältnis zwischen Sinnesorgan und

Bewegung ist nicht mehr organisch. Die Entspannungen werden immer seltener. Verpflichtungen der verschiedensten Art in der Zivilisation dringen auf den Menschen ein, denen er geistig in ihrer Gesamtheit nicht gewachsen ist. Er übersieht die Verflechtung nicht, und alle Reize, denen er am Tage ausgesetzt war, sucht er durch Reize des Abends, durch Radio, Fernsehen, Alkohol und Narkotika vermeintlich auszugleichen. Und gerade das bedeutet nichts weiter als wiederum ein zusätzliches Zuviel.

Ernährungs- und Genußmittel entbehren weitgehend ihrer Natürlichkeit. In ihrer Konservierung und ihrer Art, dem Menschen dargeboten zu werden, liegt manches, was abiotisch ist. Folgen aller Faktoren sind die vielgestaltigen Zivilisationskrankheiten, die Kreislaufstörungen, die Organstörungen, die Herzstörungen, zunächst nervöser, dann organischer Art. Das allgemeine Zuviel führt oft über das falsch gesteuerte Herz zum Frühtod, der in unserer Zeit fast modern geworden ist, den man andererseits bis zu einem gewissen Grade vorausberechnen kann, dem man trotzdem nicht aus dem Wege geht, weil es so schwer ist, aus dem Takt der Zivilisation herauszukommen, und weil man kaum noch die Möglichkeit hat, seinen eigenen Rhythmus zu erproben, ihn zu erkennen und dann, wenn er langsam verkümmert, wiederzugewinnen.

Dazu kommt eine weitere Diskrepanz. Der Mensch ist als Ganzheit angelegt, seine Begabung aber ist meist speziell. Sie erstreckt sich im wesentlichen auf die übersehbaren Zusammenhänge geradliniger oder flächenhafter Erscheinungen. So ist seine Begabung für die Physik typisch und das Interesse für die Technik groß. In diesen Bereichen der Naturwissenschaften hat er als Spezialist Enormes geleistet. Der Einzelne vermag sektorial zu arbeiten. Auf Kosten eines weit hinausgeschobenen sektorialen Horizontanteils ist der Horizont insgesamt aber verloren gegangen.

Der Mensch zwischen Zivilisation und Natur.

Die geistige Welt der Menschen ist in die beiden Kulturräume Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften auseinandergefallen. Die Trennung beginnt schon in der Schule. Wir suchen uns mit dem Begriff „Pluralismus“ paradox so etwas wie eine Übersichtlichkeit vorzutauschen. Es ist aber in Wahrheit nicht mehr möglich, das Ganze zu fassen. Die Trennung aber vollständig werden zu lassen und die beiden Bereiche Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften weiter auseinanderfallen zu lassen, ist trotzdem nicht zwingend. Wir verhalten uns aber so, als wollten wir mit der Horizontlosigkeit rechnen.

Die Zivilisation in ihrer Verflechtung und in ihrer Unübersichtlichkeit ist unsere von uns geschaffene Welt geworden, die realisierte Welt der Gedanken des Menschen. Die Natur, das Äußere des Menschen, in den Griff zu bekommen, ist nicht vollständig gelungen, denn von der Geburt über das Altern bis zum Tode ist es nicht möglich, sie einzubegreifen, oder gar die nicht bewältigten unangenehmen Naturerscheinungen auszuschalten. Alle Fortschritte auf dem Wege dahin scheinen in sehr weiter Ferne zu liegen. So sind wir nur Teilbesitzer der Naturgesetze, aber nicht in der Lage, sie, die bewältigten, die teilweise in Zivilisation und Technik angewandten, insgesamt noch übersehen zu können.

Das, was die Menschheit geschaffen hat, ist uns ein neues Gegenüber geworden, wie einst der Wald. Denn das Vielgestaltige, das Verflochtene, das Erregende, das in unübersehbarer Form und in seiner Takteigenheit auf uns zukommt, ist fremd geblieben. Der Einzelne ist ihm ausgesetzt, nur in der Gesellschaft ist die Zivilisation noch für uns anwendbar. Sie ist in ihren technischen Vorgängen für den Einzelmenschen unheimlich, für seine Individualität gefährlich. Der Mensch selber ist Objekt der Zivilisation, wie er früher Objekt der Natur war, gegen die er sich gewehrt hat. Er hat den Vorposten Wald an den Rand gedrängt, seine Unbekanntheit durch Eindringen in seine Gesetze zu überwinden gesucht und ihn sich schließlich zum Freund gemacht.

Einst war der geschaffene Kulturraum Schutz. Heute ist die daraus entwickelte technische Zivilisation drohend geworden, von der Atomkraft bis zu den Antibiotika. Einst war die Zivilisation Rücken- deckung gegenüber dem Wald, jetzt, nachdem der Mensch dem Wald alles Gefährdende entzogen hat, jetzt ist der Wald die Rückendeckung gegen die von ihm selbst geschaffene Zivilisation. Man sieht es dem Verhalten der Menschen an, ihnen, den in der Natur Gewordenen und in der Zivilisation Seienden. Das Leben am Wochenende ist eine Flucht aus der Stadt. Die Flucht aus der Sinnesüberlastung, die Flucht vor dem Immer-Erreichtwerden. Es geht hinaus in die Landschaft. Die Waldränder sind mit Autos besetzt, die Seen, die Staubecken im Bereich unserer Ballungsräume umlagert von Menschen. Man sucht die Natur, am liebsten Wasser und Wald. In unseren Häusern machen wir den Natureinlaß größer. Alte Häuser werden so aufgebrochen, daß in ihnen Blumenfenster eingerichtet werden können. Der Gartenbau nimmt eine der psychischen Reaktion angepaßte Form an: Die große Rasenfläche mit weichen Randlinien ist das Kernstück. In ihrer Begrenzung stehen Bäume und Sträucher. Sie geben nicht nur das Grün, sondern sie geben auch die Form, den Rhythmus der natürlichen Linien, der in der Zivilisation nicht mehr lebendig ist. So schirmt man sich auch vom Nachbarn ab.

Wer über ausreichende Mittel verfügt, sucht ein Wochenendhaus zu errichten. Man versucht sogar unter Verlust von wesentlichen Charaktereigenschaften die dafür erforderliche Genehmigung der Bauämter zu erreichen. Man versucht mit List und Tücke, sie zu betrügen, indem man vorgibt, landwirtschaftliche Bauten errichten zu wollen: Bienenhäuser, Abstellhäuser, Ponydepots oder wie die Bezeichnungen lauten mögen. Gewünscht wird aber nur ein Wochenendhaus in der freien Natur, in der extremen Form sogar ein Zweithaus, auch abseits der Familie. Man sucht ein Stück Wald für sich, in dem man allein sein kann, in dem man Ruhe hat, von den anderen Menschen nichts sieht, und in dem man vor der Zivilisation einen Zufluchtsort bekommt. Man geht aber auch hinaus auf den Zeltplatz, in die Sonne, wo das Wasser in Grün eingebettet ist. Man nimmt in einer gewissen Anonymität dort die Vielzahl der Menschen in Kauf. Sie fühlen sich alle in der Masse vor der Zivilisation sicher. Die Menschen auf dem Zeltplatz haben sich weitgehend ihrer „persona“ entkleidet und sind auch äußerlich kaum bekleidet, also ohne gesellschaftliche Einordnungen und Vorurteile.

Der Baum, der Strauch, der Wald sind lebensnotwendig geworden. Plakatartig geht der Schrei in die Öffentlichkeit: „Hilfe durch Grün“. Es ist die Zusammenfassung und Verdeutlichung urtümlicher menschlicher Empfindungen. Ein Ausdruck der Not des Menschlichen im Menschen.

Die Erholung von der Zivilisation in Natur und Wald.

Erholung heißt der Begriff, den wir zwischen unserer Zivilisation und unserem Dasein und Menschsein betont einschalten mußten. Erholung ist die Begründung für die 5-Tage-Woche. Wir suchen unsere Erholung in der freien Natur, im Grün des Waldes oder wie aus urtümlichen Empfindungen in der Nähe des Waldes. Der Wunschtraum ist das Haus am Waldrand. Alle möchten über die lichte Landschaft schauen können. Sie möchten sich mit Baum und Strauch vom Nachbarn abschirmen und als Rückendeckung den Wald hinter sich haben, in dessen Stille sie sich je nach Bedarf und Absicht zurückziehen können. Der mittelalterliche Mensch wollte dagegen einst vom Wall der Stadt in die lichte Landschaft schauen, hinter sich die Stadt mit seinem Haus als sicheren Rückhalt.

Sich erholen ist ein emotionales und wissenschaftliches Problem gleichzeitig. Erholen heißt immer tätig werden, aber in anderer Weise tätig sein als in der Zivilisation. Schon aus dem Sprachlichen läßt sich das Wesen der Erholung entnehmen: „Erholen“ heißt: wieder in uns

hineinholen. Das „er“ als Vorsilbe ist verbunden mit dem indogermanisch-lateinischen „oriri“ = entstehen, wachsen, dem altgermanischen „ur“. Es bedeutet: von neuem etwas holen. Man muß also tätig werden, denn man war erschöpft, d. h. völlig ausgeschöpft. Sich erholen ist die Aufgabe, von außen wieder etwas in sich hineinzuholen, damit der Brunnen wieder gefüllt wird, damit man aus sich schöpfen und wieder schöpferisch tätig werden kann.

In unserem Wortschatz lautet der Vorgang auch so: Ich komme wieder zu Kräften, ich komme zur Ruhe, ich muß also aktiv etwas tun, um zu mir selber zu kommen, dazu brauche ich Muße für mich. Der Begriff „Hobby“ verallgemeinert den Vorgang und weist dabei generell auf das Tätigwerden hin.

Das Wandern ist eine uralte empfundene psychosomatische Erholungsweise. Es scheint zunächst nur eine körperliche Tätigkeit zu sein, aber dadurch, daß der Mensch durch die Naturräume geht, die seinem Wesen entsprechen, wird er immer wieder geistig tätig, er wird angeregt, sich mit Einzelheiten in der Natur zu befassen oder mit ihren Gesetzmäßigkeiten. Das Erholen ist also nicht einfach „nichts tun“.

Die Vorstellung, sich von einer zivilisatorischen Überlastung durch andere zivilisatorische Errungenschaften erholen zu können, bedeutet ein Mehr an Belastung, denn das Nervensystem wird an einer anderen Stelle weiter beansprucht. Diese Pseudo-Erholungsmethode, sich andersartig durch die Zivilisation überrieseln zu lassen, ist die meistverbreitete allabendliche Weise, mit sich, dem Tagewerk und dem Tag fertig zu werden. Wie man die Biertrunkenheit nicht durch Wein beheben kann, so kann man die Belastung durch eine Seite der Zivilisation nicht durch eine andere beheben.

Der erste Grad der Erholung in der Natur.

Der Raum, in dem die Erholung von der Zivilisation möglich ist, ist der Naturraum. Man kann ihn gradweise ausnutzen. Der erste Grad besteht darin, das Schöne der Natur auf sich wirken zu lassen, denn die „Augenweide“ bedeutet schon ein Tun. Fragen wir die Menschen, weshalb sie den Wald aufsuchen, dann bekommen wir zumeist die Antwort: „Weil es dort so schön ist.“ Doch die Augenweide an dem Schönen in der Natur kann höchstens dazu dienen, daß eine auf kurze Zeit eintretende Entmüdung erreicht wird, aber noch keine wirksame Erholung. Denn was bedeutet das Schöne an sich, der erste Wirkgrad in der Naturumwelt?

Bei Homer vor fast 3 000 Jahren ist schön, was lichthaft strahlend ist, was funkelt. Schön ist bei ihm, was am Menschen leuchtet, das Antlitz, die blonde Haarflut des Hauptes, die strahlenden Augen,

die blanke Haut. Um schön zu sein, salbte man sich, weil man dann glänzen konnte. Homer hat noch nicht über das Schöne nachgedacht, er drückt nur das aus, was der Unvoreingenommene, d. h. auch der Sonntagsmensch von heute, über das Schöne aussagen muß. Goethe sagt: „Das Schöne ist ein Urphänomen, aber dem Schönen fehlt jegliches Umzu.“ Das Schöne ist, wie die moderne Psychologie feststellt, niemals instinktgekoppeltes Antriebssignal oder irgendwie moralisch richtunggebend. Es hat keinen Appellcharakter. Die Vernunft vermag mit dem Schönen nichts anzufangen. Das Schöne leistet eigentlich nichts, und doch kommt keine Langeweile auf. Kant sagt: „Das Schöne ist da, es gehört uns, es ist vom Himmel gefallen und doch auf dieser unserer Erde zu Hause.“ Es gibt dem Willen nichts zu tun, trotzdem trägt es zur Belebung des Gemütes bei. Es bewirkt eine Befreundung mit uns selbst. Es erweitert das eigene Lebensgefühl zum Mitgefühl mit dem Weltganzen. Das voneinander Geschiedene kann miteinander wieder im Bereich des Schönen ins Spiel gebracht werden. So die Natur, die schön empfunden wird. Das Schöne in der Natur ist weitgehend an das lebendig Grüne und an die bewegten Formen gebunden.

Der zweite Grad der Erholung in der Natur.

Wenn man aber nachhaltige Erholung will, muß mehr vorhanden sein, was uns geistig und seelisch bewegt, Anregendes, nicht nur das Schöne. Es kann sich zwar an dem Schönen in der Natur, das gleichzeitig anregend ist, entzünden. Die Natur zeigt das Organische im Individuum, in der Bewegung des Lebendigen, im Naturganzen. Die Natur wirkt nicht nur durch das Schöne, sondern sie zeigt auch das Besondere und das Wunderbare. Sie ist anregend, wenn bei uns noch eine entsprechende Anlage anklingen kann. Sie muß noch vorhanden sein, oder sie muß noch trotz aller Verkümmierungen ansprechbar sein. Die Beschäftigung mit dem Organischen, mit dem Einzelwesen in der Natur oder mit ihrer Ganzheit, etwa als Lebensgemeinschaft Wald, bedeutet einen zweiten und höheren Grad der Erholungsmöglichkeit. Vom Schönen her ist begreifbar, wie die Natur dann für den Menschen mehr Wirkung hat, wenn er sich mit ihr befaßt.

Der dritte Grad der Erholung in der Natur.

Der dritte und bedeutendste Grad der Erholung ist in dem Befassen mit der Natur dann erreicht, wenn sich das Begreifen ihrer Ordnung anbahnt, wenn der Mensch in der Lage ist, sich über das, was er in der Natur nicht begreift, noch wundern zu können. Dann hat

er in der Natur ein Zuhause, d. h. die Geborgenheit gegenüber der Zivilisation, die ja notwendig ist und die immer weiter zu treiben das Gesetz des menschlichen Handelns fordert. Aber mit dem Rückhalt seines Wissens und Erkennenkönnens ist er in der Lage, die Ordnung in seinem Leben zu festigen und nicht zwischen Natur und Zivilisation zu balancieren, sondern beide Bereiche zu seinem Lebensraum zu machen. Der verschwommene Horizont bekommt wieder feste Umrisse, die Sicht ringsherum entspricht unserem Angelegtsein. In der Zivilisation kann der Mensch seiner Herkunft nach nicht beheimatet werden. Um seine Anlagen zu bilden, braucht er Naturumwelt, auch um Persönlichkeit zu werden. Er braucht auch Urnatur, das zeigt der Zug zur Lebensgemeinschaft Wald, die in unserer Kulturlandschaft noch urtümliche Formen anklingen läßt. Sie bietet Körper und Seele ein Höchstmaß an Erholungsmöglichkeiten.

Unsere Zivilisation beweist täglich, daß der Mensch, der im allgemeinen von sich wenig weiß, ihr gegenüber anpassungsbereiter ist, als er von Natur veranlagt ist. Der Irrtum kostet ungeheure Opfer an Gut und Menschenleben. Diese Diskrepanz fordert Milderung und Abhilfe.

Was ist also in unserer Zeit zu tun? Der Mensch in der modernen Industriegesellschaft sollte erlernen, was zu seiner Welt, in der er leben muß und kann, an biotischen Notwendigkeiten gehört. Er muß die Forschung um Mensch und seine Umwelt, insbesondere in seiner Beziehung zur Natur, weitestgehend fördern. Aber genau das findet bis heute nicht statt.

Die Spezialisierung der Berufe wird schon in der Schule vorbereitet, so in der nicht vermeidbaren fachlichen Aufteilung der Stundentafel der höheren Schulen, noch mehr dadurch, daß der Bereich der höheren Schule aufgezwiegt ist in naturwissenschaftliche, altsprachliche und neusprachliche höhere Schulen. Damit wird die Spezialisierung eingeleitet, und das „Den anderen nicht verstehen Können“ für die meisten Schüler festgelegt. Ja, die zwei Aspekte unseres Lebens, die Kultur und die Natur, werden geistig scharf getrennt. Das Verbindende ist ausgelassen, das Gespräch zwischen den verschieden geformten Menschen abgebrochen. Die Naturwissenschaftler können in vielen Bereichen unseres Lebens die Kulturwissenschaftler nicht mehr verstehen und umgekehrt. Man spricht häufig aneinander vorbei. Das Sehen und Hören des Gemeinsamen und Verbindenden ist jenseits ihres Ausschnittes. Das Verstehenkönnen fehlt und die ganzheitliche Schau. Es fehlt die Lehre vom Leben überhaupt, vom Leben des Menschen, der aus Körper, Geist und Seele besteht, die Grundlage des Gesprächs und Verstehens aller Menschen. Innerhalb der menschlichen Industriegesellschaft aber ist das Leben bedroht und wird bei jedem in seiner Leistung und in seinem Alter verkürzt, wenn

er für sich nicht die biologischen und psychologischen Erhaltungsfaktoren aus seiner Umwelt erkennt und wirksam werden läßt.

Es fehlen wissenschaftliche Grundlagen.

An den Hochschulen und Universitäten gibt es kein Fachgebiet und keine Fakultät, die in der Lage sind, in einer Gesamtschau Natur und Mensch zusammenzufügen. Der Mensch wird entweder am Rande der speziellen Wissenschaften gesehen oder die Natur am Rande, wenn der Mensch im Mittelpunkt steht. Die Menschen greifen nach humanbiologischen Veröffentlichungen in Wochenzeitschriften. Der Wissensdurst nach den einfachsten biologischen Grundlagen erhält und steigert die Auflage mancher Zeitschrift. Um aber das Dargebotene kritisch werten zu können, müßte ein ausreichendes Schulwissen über Mensch und Natur vorhanden sein. Wie unterentwickelt ist das biologische Denkvermögen! Es ist vordringlich, größere organische Zusammenhänge in der Natur in Beziehung auf den Menschen zu untersuchen. Hier reicht aber nicht die Ökologie der Landschaft aus. Auch sie sieht den Menschen als danebenstehend an und plant nicht sein Anrecht auf eine optimale Wirkung der Naturumwelt für ihn ein. Jeder Fortschritt in der Technik bedeutet einen Abstrich am vollmenschlichen Dasein, wenn wir nicht einen Schritt mehr in die Naturumwelt machen, und wenn wir nicht um einiges deutlicher erkennen, was an Werten in der Landschaft zu erhalten und für den Menschen zu pflegen ist. Die nur geringen wissenschaftlichen Kenntnisse auf diesem Wege, die dem Naturschutz und der Landschaftspflege zur Verfügung stehen, müssen von ihnen erweitert werden. Es ist zu ermitteln, wie die Landschaft und die Natur für den Menschen in unserer Zeit gehalten werden müssen, in welcher Qualität und Quantität sie notwendig sind, der Baum, der Strauch, der Wald und auch das Tier, notwendig für den Menschen.